

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 234

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hätte diese Stadt ein Wappentier, wäre es die Katze.



Israel boomt. Und Tel Aviv noch mehr. Im Herzen der Stadt, am Rothschild Boulevard, liegt der Geschäftssitz von Reality Investment Fund. Das Geld der finanzkräftigsten Israeli-Unternehmen fließt durch dieses Haus. In den letzten vier Jahren polierte RIF für 75 Millionen Dollar Immobilien auf. Immer freitags, in der wilden Vor-Sabbath-Nacht, geht es nicht um Zahlen auf Papier, sondern um real Reality: Im Bürogebäude soll wild gefeiert werden, sagt ein Tel Aviver und er erzählt uns von den «cocaine guys». Ein Taxi ums andere fährt vor, zwei Türsteher empfangen Besucher in Anzügen und Cocktailkleidern. Jene Leute, die für das verantwortlich sind, was die einen Aufwertung nennen, andere Gentrifizierung schimpfen.



Tel Aviv bedeutet übersetzt «Frühlingshügel». Überall blüht es – was eigentlich, wenn man die geografische Lage des Landes betrachtet, absurd ist. Israel soll der erste Staat der Welt sein, der ganze Wälder in die Wüste pflanzte. Die Größe der Bäume, meist Buchen, erzählt viel darüber, wie jung dieser Staat ist. Die ganze Stadt ist mit einem automatischen Bewässerungssystem unterbaut: Keine zehn Meter flanieren, und man sieht irgendwo wieder einen kleinen Schlauch aus dem Boden ragen, der irgendeinen Strauch, eine Hecke oder einen Baum mit entsalztem Meerwasser trinkt. Sogar den kleinen Geranientopf vor dem Hauseingang unseres Gastgebers.



Tel Aviv ist auch Beach Life. Die verständliche Skepsis gegenüber Stränden, hinter denen eine Mittelmeer-Stadt und kein grüner Dschungel liegt, ist hier unnötig. Tel Avivs Strandleben hat Stil. Kein Coney Island, kein Ballermann – hier geht es tatsächlich ums Entspannen. Bei der potenziell miesesten aller Strandbeizen, im Schatten von Renaissance und Hilton Hotel, trinken wir einen Espresso. Aus den Lautsprechern tönt Sufjan Stevens, Cat Power und Hot Chip.

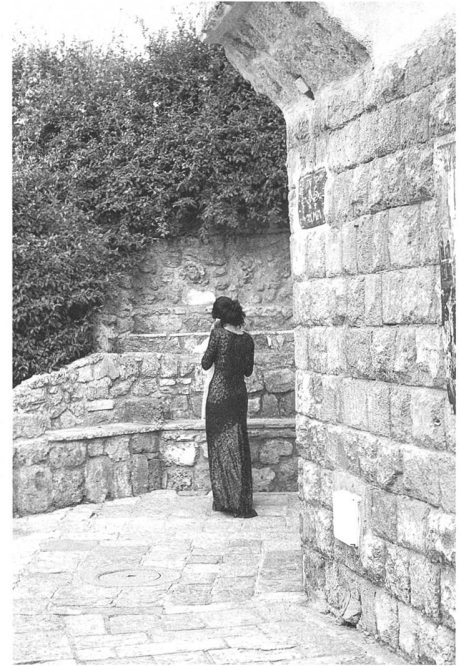
Bilder und Texte: Marco Kamber



Nirgends sind die Streuner-Katzen so schön wie in Tel Aviv. Angeblich soll es Tausende geben. An jeder Strassenecke sieht man eine, meistens mindestens zwei. Auf Autodächern und Mofasätteln schlafen sie besonders gern, und sie sind Tollwut-verdächtig handzahn. Neben dem politischen Druck, der von aussen auf der Stadt lastet, sind sie ein weiterer Grund für den Zusammenhalt der Einwohner von Tel Aviv. Jeden Abend bekommen sie irgendwo ihr Fressen. Und zwar nicht aus der Mülltonne: Katzenfutter kauft man sich hier, auch wenn man keine eigene besitzt. Hätte diese Stadt ein Wappentier, wäre es die Katze.



Der DIY-Corbusier-Sessel, der im üppigen Künstlerquartier Neve Tsedek steht, ist nur Bauhaus-Beigemüse, wenn man die Bauhaus-Dichte dieser Stadt betrachtet. Die Unesco hat rund 4000 Gebäude in Tel Aviv zum Kulturerbe erklärt. Wieso diese Stadt voll von Bauhaus-Perlen ist, liegt auf der Hand: Kurz vor 1950 schoss Tel Aviv, wie wir es heute kennen, aus dem Boden. Jüdische Architekten, nicht wenige von ihnen aus Deutschland geflüchtet, prägten das Stadtbild der Millionenstadt und prägen es bis heute – die meisten Gebäude zeugen von der Zeit der Staatsgründung.



Jaffa, der antike Stadtteil Tel Avivs, soll schon 7500 vor Christus bewohnt worden sein. Naheliegender, dass die heutige Stadt um den südlichen Hafenterritorium gebaut wurde. Gleichzeitig ist Jaffa aber auch eine Zwischenwelt, die zeigt, welche Spannungsfelder in dieser Stadt herrschen. Oder gerade nicht: Was im ganzen Land rivalisiert, lebt hier zusammen. Man kauft am Israeli-Kiosk gleich neben der Moschee seinen kosheren Hummus. Etwas abseits der eher touristischen antiken Altstadtgässchen gerät man in unreal wirkende Gebiete und Stimmungen, besonders am orange-rosa durchleuchteten Frühlabend, wenn sich Meeresrauschen und Muezzin-Rufe vermischen, zwischen den Blechhütten arabische Kinder Verstecken spielen, Schwärme von Spatzen durch die Luft jagen und Männer mit Kartonschachteln hastig unterwegs sind, die einem frische Sesambrötchen anbieten.

Toggenburg Kultur mit und ohne Leitbild

Klingklang... schön wars mit «fünfstern»: den offenen Künstlerateliers im Toggenburg (und im ganzen Rest der Ostschweiz) und der Dr. Lüdi-Show mit Andres Lutz im Gemeinschaftsatelier A4 in Wattwil. Viele Besucher haben den Weg ins Toggenburg gefunden – toll! Ein Wochenende mit vielen Anlässen, die nicht alle besucht werden konnten. Eigentlich schade, dass bei der Planung solcher kultureller Grossanlässe nicht Absprachen gemacht werden (diese wären dann für einmal positiv). Der Verein Kultur Toggenburg wäre ja zuständig, so etwas zu koordinieren, denke ich. Wäre das passiert, dann hätte auch ich den Weg zur Verleihung des ersten Toggenburger Kulturpreises gefunden, den Kultur Toggenburg vergeben hat.

Im Leitbild von Kultur Toggenburg steht unter Punkt 1: Projekten von Laien in Zusammenarbeit mit professionellen Kunstschaaffenden wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Punkt 2 entnehme ich: In allen Gegenden des Toggenburg sind künstlerische Werkplätze (wie Ateliers, Kulturlabors etc.) sowie Veranstaltungsinitiativen zu unterstützen. Veranstaltungen aller kulturellen Sparten sollen für einen breiten Kreis der Bevölkerung zugänglich sein; auf Vermittlungsaktivitäten wird spezielles Augenmerk gelegt. Es gilt mitzuhelfen, dem Kulturschaffen neuen Raum zu öffnen. Weiter, unter Punkt 3: Die kulturelle Vielfalt soll sichtbar und erlebbar sein; dies ermöglicht, ein Interesse am Kulturschaffen im Toggenburg auch über die Region hinaus zu wecken. Das ehrenamtliche Engagement ist unbezahlbar und auf besondere Art zu würdigen.

Das vorliegende Leitbild wurde vom Vorstand des Vereins Kultur Toggenburg vorerst für die Jahre 2011 und 2012 erarbeitet und verabschiedet. Eine erste Überarbeitung kann auf die nächste Legislatur ab 2013 erfolgen. So?! Keine Reklamation, ist ja auch alles ehrenamtlich – nur: Das Leitbild ist nicht mehr ausgelegt für 2014. Veranstaltungen sind nicht aktualisiert, es wird auf Toggenburg Tourismus verwiesen, Stutz wird trotzdem verteilt (interessant, wie das organisiert wird im Jahr 2014 – ohne aktuelles Leitbild?).

Dennoch: Das Toggenburg glänzt mit Grossanlässen weiter. Ich freue mich schon jetzt auf das Klangfestival vom 28. Mai bis und mit 9. Juni in Alt St. Johann rund um die Kirche und die Propstei. Arthur der Kunstnomade öffnet die Türen des altehrwürdigen Hotel Post in Ebnat-Kappel vom 6. bis 13. Juni, und anschliessend vom 14. bis 21. Juni startet TSV Arthur Junior in der alten Turnhalle Schafbüchel. Vollgas auch in Hemberg mit dem Bergrennen zum drittenmal am 14./15. Juni – das allerdings klingt nicht, das lärmt dann im Toggenburg!

Daniela Vetsch-Böhi 1968, ist Textildesignerin, umweltpolitisch aktiv und Mutter von zwei Kindern.

Rheintal Krawatten statt Kapuzen



Der Ex-Pirat Alex Arnold. Bild: pd

+++ Im Alter von 32 Jahren wechselt Alex Arnold von der Piratenpartei zur CVP! +++ Die Zeilen, die Anfang April zum Gemeindepräsidenten von Eichberg SG über den Ticker liefen, klangen wie aus einem Nachruf.

Die Geschichte hinter dieser Nachricht beginnt im Herbst 2012 im Metzgerort, einer kleinen Bar in der St.Galler Altstadt. Alex Arnold war damals einer der Kandidaten für das Präsidium der SVP-treusten Gemeinde des Tals, aber an jenem Abend teilte er mit ein paar Freunden die Welt in Gut und Böse ein. Sie sprachen über das Urheberrecht und die Musikindustrie – und einer der Jugendlichen am Tisch schüttelte dauernd den Kopf, um die Haare aus dem Gesicht zu kriegen.

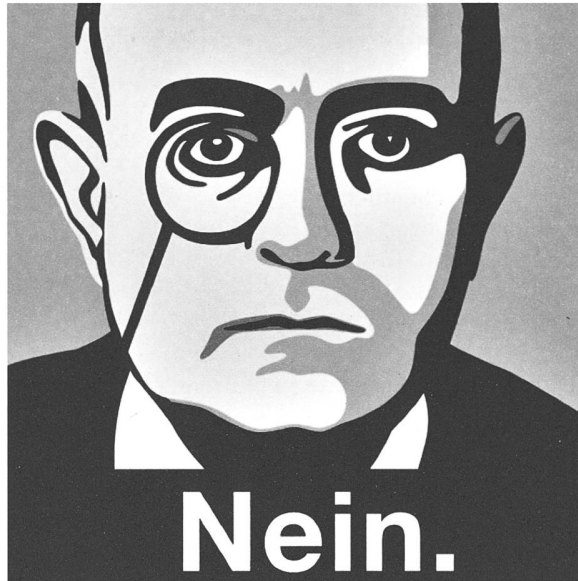
Es lief der Stammtisch der Piraten und Alex Arnold wurde sich wahrscheinlich wieder einmal bewusst, dass er sich bei der Wahl zum Gemeindepräsidenten bald um kleinere Fragen kümmern müsste. Hält Herr Kobler den Grenzabstand ein? Erfüllt die Baueingabe von Frau Dietsche alle Kriterien? Solche Sachen.

Alex Arnold wurde am Ende ziemlich klar gewählt, man kannte ihn ja im Dorf, er spielte Schlagzeug im Musikverein. Für die Eichberger war Arnold nicht in erster Linie Pirat – für die Medien, die nach der Wahl über ihn berichteten, war er nichts anderes. Pirat entert Gemeinde. Oder: Pirat am Ruder. Es liessen sich halt wirklich sauschöne Titel setzen.

Fast zwei Jahre später, Anfang April, bedienten sich die Journalisten wieder beim Piratenvokabular («Pirat wechselt Schiff», «Die Fahnenflucht»). Arnold hatte seinen Parteiwechsel bekanntgegeben, am Telefon sagte er: «Ich habe keine Zeit mehr, um bei den Piraten Aufbauarbeit zu leisten. Ich will meine Zeit anders nutzen. Zudem ist es mein persönliches Ziel, bei den kommenden Wahlen für den Kantonsrat zu kandidieren. Mit den Piraten ist das nicht möglich.» Er war wenigstens ehrlich.

Arnold wählte die CVP, weil er da kompetente Leute kennengelernt hatte in den letzten Jahren. Und trotzdem: Im Herbst 2012 stand er am Tisch des Metzgerorts für jene Partei, die nicht will, dass aus ihren Politikern Politiker werden. Künftig wird er im Haus zur Eintracht oder in sonst einem noblen Restaurant sitzen für jene Rheintaler Partei, deren Politiker am meisten Politiker sind.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der «Basler Zeitung».



Eric Jarosinski auf Twitter: @NeinQuarterly

Da steht es im Ton der Aufrichtigkeit. Ein Angry Young Man hat definitiv das Interesse verloren: an seiner Musik, an seinen Posen, am ganzen Zirkus. Zwanzig Jahre lang hatte er Platte um Platte gemacht. Im November brachte er ein letztes Album raus, nun hat er einen Abschiedsbrief auf Facebook gepostet: Was am Anfang ein Selbstläufer war, schien mit der Zeit eine Frage der Tapferkeit. Bis zuletzt: «Ich habe mir die Haare ausgerissen, ich habe dutzende Lieder ins Pfefferland gejagt, ich habe geheult und Dinge zertrümmert. Am Ende habe ich meine mit Abstand beste Platte hingekriegt. Ich bin irgendwie stolz darauf, aber ich habe leider nach wie vor keine Freude daran.» Deshalb hört der Musiker und Produzent Admiral James T. alias David Langhard auf. There He Goes, ein müder Held, irgendwie stolz.

Ein anderer nicht mehr so Angry und nicht mehr so Young Man hatte in den letzten Wochen seinen grossen Auftritt. Auch er ist ein transatlantischer Agent. Hatte der Admiral der Schweizer Provinz die angelsächsische Popmusik der 50er- und 60er-Jahre aufbereitet, verheisst @NeinQuarterly den Amerikanern die negative Dialektik. Hinter dem Twitter-Phänomen mit dem Adorno-Konterfei steht der US-amerikanische Germanist Eric Jarosinski. Selbst bezeichnet er sich als Failed Intellectual, und mit seiner Ästhetik des Versagens kommt er derzeit gut an, vor allem in Deutschland. In den letzten Wochen wurde er durch die dortige Kulturöffentlichkeit geleitet wie ein verlorener Sohn.

Das hat mit einer, so ist zu hören, wachsenden Attraktivität der deutschen Sprache in den USA zu tun. Sie ist der Inbegriff von Kultiviertheit, ein Mittel der Distinktion, ein «Über-Idiom». Jedenfalls gilt sie was an den Universitäten, gleichzeitig, sind Umlaute in Namen der Szenelokale New Yorks aufgetaucht. Die Sprache von Heidegger, von Wittgenstein, von Adorno ist hoch im Kurs. Und so sind es Aphorismen. Das hat aber auch mit einer Zeichenbeschränkung des Nachrichtendienstes zu tun, über den Jarosinski seine Mitteilungen in die Welt sendet: «I'm in love. Please alert the poets.»

«Negation: a no to a yes. Radical negation: a no to a maybe. Utopian negation: a no to a no.» oder «Another beautiful day to rage against the Montag». Unter seinen bisher rund 31'000 Tweets würde auch Langhards Lakonie nicht weiter auffallen, es lassen sich etwa Dialoge montieren wie der folgende. Jarosinski: «I'm the Culture Industry. Who the fuck are you?» Langhard: «The Dark Side of the Moonboots». Ist das mehr als der alltägliche Kalauer von zwei Enttäuschten? Anders sprechen – aufrichtiger womöglich – lässt sich allenfalls da, wo die Verbindlichkeit der Kultur und die Zumutungen ihrer Industrie vernichtet scheint. In einem Wort: «Nein» (Jarosinski), in den Worten des Admirals: «It's getting louder every day».

Jarosinski wurde im Niemandsland des Mittleren Westens in Wisconsin geboren. Sein Lehrer habe ihm, der ein schlechter Schüler war, gesagt, ein Radikaler müsse gute Noten haben. Langhard kommt aus dem Zürcher Weinland. Über seine Schulnoten ist nichts Näheres bekannt. Seine Platten und Konzerte aber wurden von den Schweizer Medien stets gelobt, 2005 erhielt er von DRS3 den Swiss-Top-Award. Nun will er in die USA auswandern. Auch der Admiral ist ein verlorener Sohn – einer allerdings, der nicht wie ein Geist aus der kulturnationalen Vergangenheit zurückkehrt, sondern hier und heute abhanden kommt. Immerhin, die bereits angesagten Konzerte würden noch gespielt, verspricht Langhard, «mit dem Elan eines alten Baumes».

Wendelin Brühwiler, 1982, Historiker,
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der
Universität Zürich.

Appenzell Innerrhoden «Weche isch weche»

Arbeiterbewegung in Appenzell? Wer soll sich da irgendwann mal bewegt haben, und überhaupt: warum denn? Ich stelle mir vor, dass Kulturen wie Menschen ein Unterbewusstsein haben, und lasse mich durch Innerrhoder Worte, Wiesen, Welten fallen und fallen und fallen ...

Arbeiter sind wir alle. Wir arbeiten ja alle. Ob wir nun mit Niedriglohn bedacht hübsch bestickte Taschentücher rollen und sie zu sechst in eine Verkaufsschachtel legen, oder ob wir herrschaftlich entlohnt im grossen Büro mit Alpstein-Sicht Zahlen jonglieren – beides Arbeit, «alläs weche». Die, die oben sind, die mit dem hohen Lohn, arbeiten halt einfach länger, weil ja auch viel Verantwortung und so.

Oder arbeiten sie anders? Sie arbeiten mehr, nicht anders, weil «weche isch weche», arbeiten tun wir alle, da sind wir uns gleich. Wir arbeiten einfach nicht gleich viel. Die, die oben sind, mehr verdienen und verdienermassen dort sind, weil durch Arbeit erreicht, sind klüger als die unten. Nicht weil sie klüger arbeiten, sondern weil sie mehr arbeiten. Also gibt es eigentlich kein oben und unten und auch keine Mitte, sondern einfach nur fleissig oder weniger fleissig. Ein einzig Volk von mehr oder weniger arbeitsamen Schwestern und Brüdern.

Jeder kriegt also das, was er gerechterweise und durch nichts als nackte Leistung erschaffen auch verdient, spricht der Volksmund. Echtes Unrecht sind aus dem Nichts einfallende Schicksalsschläge, gewöhnliches Unglück ist meist selbst verschuldet. Jeder kann ja mit Fleiss und hätte damals halt sollen und der Grossvater ist schon ein Fauler gewesen. Also kein Wunder...

Jetzt, präzis am 1. Mai, wird im Ditze Rössli, beim Postplatz im Dorf Appenzell, die Ausstellung «Geschichte der Arbeiterbewegung in Appenzell» eröffnet. Davon, wie im 20. Jahrhundert in Appenzell über Arbeit gedacht wurde, wird diese Ausstellung handeln, dazu wird sie, erhoffe ich mir, lebendige Bilder liefern. Ich werde hingehen, mir das anschauen und mir mein oft zu simples Bild von meiner Heimat allenfalls berichtigen lassen. Denn das innerrhodische Unterbewusste ist so schlicht nicht. Es kommt einfach darauf an, dass man ihm mit Geschichtsbewusstsein nachhilft.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet
im Bücherladen Appenzell.



Was bei vielen Flüchtlingen ein Problem darstellt, sind die kulturellen Unterschiede zwischen Somalia und der Schweiz. Es gibt Tugenden, welche in der Schweiz gelten, aber in Somalia nicht sehr streng genommen werden. Als Beispiel kann man die Pünktlichkeit nehmen. Kommt man in Somalia zu spät, gilt das als ganz normal. Man macht um zwei Uhr einen Termin, trifft sich dann aber um halb drei, weil das Einhalten der Zeit nicht als so wichtig erachtet wird. In der Schweiz hingegen achten alle darauf, die abgemachten Termine strikt einzuhalten. Vermischen sich die Kulturen, entsteht ein gewisses Konfliktpotenzial. Somalische Flüchtlinge denken, es herrschten die gleichen Gewohnheiten wie in Somalia und verpassen dann Termine, welche sie zuvor mit den Behörden abgemacht hatten. In meiner Tätigkeit als Übersetzerin habe ich dieses Phänomen sehr oft beobachten können.

In dieser Hinsicht gibt es viel Aufklärungsbedarf, deswegen versuchen wir im Somalischen Integrationsverein der Ostschweiz auch, den Flüchtlingen zu erklären, dass es nicht mehr so funktioniert wie in Somalia. Die Tugenden, die in der Schweiz geschätzt werden, müssen auf jeden Fall eingehalten werden. Die Flüchtlinge freuen und bedanken sich dann auch meistens, wenn wir ihnen die kulturellen Unterschiede schildern. Im Nachhinein lachen und schmunzeln sie, wenn sie sich überlegen, wie sehr sich die somalische Kultur von der Schweizerischen unterscheidet.

Ein weiterer Unterschied ist die Begrüssung. Bei Somaliern ist sie sehr pompös und laut, bei Schweizern hingegen sehr diskret und schlicht. Somalier sprechen über grosse Distanzen, wenn sie sich zum Beispiel auf unterschiedlichen Strassenseiten befinden, und werden bedingt durch die Distanz auch sehr laut. In Somalia ist das gang und gäbe, in der Schweiz hingegen würde es nicht so auf Verständnis treffen, denn nicht alle wollen Teile des Gesprächs mitbekommen.

Die Unterschiede mögen mehr oder weniger gross sein, sie lassen sich dennoch durch ein wenig Aufklärung überwinden. Das trägt dazu bei, dass der tägliche Umgang in der Gesellschaft reibungslos verlaufen kann.

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia
in die Schweiz. Sie lebt und arbeitet in St.Gallen
und schreibt monatlich in Saiten.